

Ist das nun mutig oder dumm?

Buch oder Tablet: Wie wir einen Text verstehen, hängt auch vom Medium ab. Was bedeutet das für das künftige Lesen und Lernen?

WILNIUS, im Oktober arum nur kaufen die Leute immer noch lieber gedruckte Lehrbücher als digitale? Der Verlagsleiter und die Präsidentin des Elternverbands hatten gerade klargestellt, wie erstaunlich sie finden, dass der Wechsel zu elektronischen Lesemedien noch nicht so weit ist, wie er sein könnte, als es die Kognitionswissenschaftlerin in der Podiumsdiskussion war, die daran erinnerte, was die Teilnehmer auf der Bühne und die Zuhörer im Saal doch eigentlich beschäftigen sollte: die große Frage, wie wir auch in einer digitalisierten Lebenswelt gewährleisten können, dass unsere Kinder zu kritischen, gebildeten und selbständigen Erwachsenen heranwachsen. Allerdings, sagte Rakefet Ackerman, deutet nicht nur ihre eigene Forschung, sondern auch die vieler Kollegen darauf hin, dass Kinder online bislang kaum vertiefte Lernprozesse durchlaufen, wie sie dafür unverzichtbar sind.

Es war ein erstaunlicher Moment an diesem strahlenden Herbstmorgen in der Litauischen Akademie der Wissenschaften, zu Beginn des zweiten Tages der unter anderem vom Forschernetzwerk E-Read veranstalteten interdisziplinären Konferenz „Das Buch, der Bildschirm und das lesende Hirn“: Während Elmundas Žalys als Vertreter der Buchbranche und Eszter Salomon als Vertreterin der Elternschaft das Thema der Tagung als Entscheidungsfrage behandelten, deren Argumente mehrheitlich für die Digitalisierung sprachen, machte die israelische Psychologin deutlich, dass es um viel mehr geht als um ein Trägermedium, um mehr als eine Produktlinie oder ein Geschäftsmodell. Es geht um eine besonnene Technikfolgenabschätzung, die klärt, wie die Digitalisierung des Lesens auf die vertrauten kognitiven Prozesse des Aufnehmens, Verstehens, Durchdringens, Behaltens und Anwendenkönnens des Gelesenen wirkt. Ein unbedachter Systemwechsel kann aufs Spiel setzen, was man als den Kern unserer wichtigsten Kulturtechnik verstehen kann: das vertiefte Lesen.

Anderswo steht es bereits zur Disposition: Als sich eine Woche zuvor in München die Internationale Buchwissenschaftliche Gesellschaft zu ihrer Konferenz „Die Zukunft des Lesens“ traf, sprach der Gießener Sprachwissenschaftler Henning Lobin im Eröffnungsvortrag von einer „quasireligiösen Überhöhung des Tiefenlesens“. Dass aber die Forschungsergebnisse, die in Vilnius vorgetragen wurden, so gar nichts Religiöses hatten, nahm ihnen nichts von ihrer Wucht. Im Gegenteil.

Viele Studien weisen das Lesen auf Bildschirmen grundsätzlich als oberflächlicher, flüchtiger, ablenkungsanfälliger aus. Wenn das Gelesene nicht mit einem festen Ort – auf einer Seite, innerhalb eines Buchs – verknüpft werden kann, weil das Gerät immer nur eine Seite anzeigt oder der Text zum Lesen gescrollt werden muss, hat es die Erinnerung schwach.

Der spanische Psychologe Ladislav Salmerón stellte eine Metadatenanalyse von über vierzig Studien vor, die seit dem Jahr 2000 die Unterschiede des Lesens gedruck-

ter oder auf Bildschirmen dargestellter Texte untersucht haben. Ihren Ansätzen nach decken sie ein breites Spektrum ab: den Blick auf die Tiefe der Lektüre, das Verständnis oder das Einschätzungsvermögen, ob es sich um richtige oder fehlerhafte Information handelt, auf die Wahrnehmung der mentalen Anstrengung des Lesens oder auf die Unterschiede zwischen *digital natives* und *digital immigrants*. Ihrer Tendenz nach weisen die Studien allerdings in eine Richtung: Sie sehen einen signifikanten Vorteil der gedruckten Lektüre. Keine wesentliche favorisiert digitales Lesen.

Die Erziehungswissenschaftlerin Danielle Dahan von der Universität Haifa hat untersucht, wie sich Kinder zwischen gedruckten und elektronischen Texten entscheiden, wie gut sie das Gelesene behalten und wie sie ihre Leistung selbst vorher und danach einschätzen. Das Selbstvertrauen beim Lesen gedruckter Texte war deutlich höher. Die Ergebnisse waren deutlich besser. Und die Kinder haben sich von sich aus mehr Zeit für die Aufgaben genommen. Die Mehrzahl der Kinder allerdings hatte sich zuvor ausgesucht, vom Bildschirm zu lesen. Danach hätten manche anders gewählt.

Ausgerechnet ihr Heimatland hat sich zu einem Schritt entschieden, der die verbreitete politische Hilflosigkeit im Umgang mit der Digitalisierung illustriert: Das Bildungsministerium, erzählt Rakefet Ackerman vom Israel Institute of Technology, habe neun Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen um ihre Einschätzung der Idee gebeten, alle Schulbücher künftig nur noch digital – in der einfachstmöglichen Formatierung als pdf – anzubieten. Alle neun Experten hätten abgesehen. Das Ministerium beschloss diesen Schritt trotzdem.

„Hundert Millionen einfach aus dem Fenster zu werfen, ohne genau zu wissen, ob sich auch einlöst, was man sich von der Digitalisierung von Büchern verspricht, halte ich für mutig“, sagt der slowenische Buchwissenschaftler Miha Kovac, „oder für dumm.“ Bezeichnenderweise fehlten ein Politiker und ein Lehrer in dieser Diskussion der Vertreter von Gruppen, die sich für die Ergebnisse des Forschernetzwerks interessieren müssten. Damit, dass kein Politiker seiner Einladung folgen würde, hatte der niederländische Buchwissenschaftler Adriaan van der Weel, einer der Organisatoren der Tagung, gerechnet: Die Politik interessiere sich für konkrete Empfehlungen, nicht aber für grundsätzliche Forschung. Dass der eingeladenen Vertreter des Lehrerverbands absagen musste, hat van der Weel aber überrascht: Der Lehrer konnte die Erwartung, sich der Diskussion offen zu stellen, nicht erfüllen. Sein Verband hatte sich bereits auf ein bedenkenloses Befürworten der Digitalisierung festgelegt.

Auf die entscheidende Spezifizierung weisen in Vilnius Forscher wie die Literaturwissenschaftlerin Christine Knoop vom Max-Planck-Institut für empirische Ästhetik in Frankfurt hin. Sie hat sich verschiedene Tendenzen der Studien zur Leseforschung angeschaut und zum einen



Textspeicher und Nutzer: So sieht die friedliche Koexistenz in der British Library in London aus.

Foto Mauritiis

eine experimentelle Bevorzugung des Bildschirmlesens festgestellt, weil diese Lektüre schlicht besser zu kontrollieren sei – das Lesen auf Papier sei viel schlechter erforscht. Zum anderen unterschieden die Bildschirmlesestudien oftmals nicht zwischen den verschiedenen Gerätetypen zum Bildschirmlesen. Dabei könnten die Unterschiede zwischen der Lektüre auf einem Desktop-Computer, auf einem Laptop, einem Tablet, einem Smartphone oder einem E-Reader womöglich größer sein als die zwischen einem der Geräte und einem simplen Ausdruck. „Vielleicht ist das Lesen auf einem Kindle dem Lesen von gedruckten Büchern ähnlicher als dem auf einem Smartphone?“

Die Pädagogen, Psychologen, Neuro-, Buch- und Literaturwissenschaftler, die drei Tage lang in Vilnius ihre Forschungsergebnisse zur Diskussion gestellt haben, wollen den Bildschirm nicht verhindern. Sie glauben nicht, dass es ein Zurück ausschließlich zum gedruckten Buch geben sollte oder kann. Aber sie dringen darauf, die Risiken ernst zu nehmen, die mit dem

Wechsel unseres meistgenutzten Lesemediums verbunden sind. „Die Nutzung digitaler Bildschirme ist jetzt schon Teil unseres Alltags“, sagt etwa Danielle Dahan, „und sie wird noch zunehmen. Es ist wichtig, Lernprozesse im Allgemeinen und Wege, das Gelesene zu verstehen, im Besonderen auf dieses Medium abzustimmen.“ Auch Ladislav Salmerón drängt auf die Entwicklung von Strategien zur Förderung des tiefen Verstehens bei der digitalen Lektüre. Und Rakefet Ackermans Präsentation der eigenen Forschung bleibt nicht etwa bei Formulierung der Sorge stehen, unseren Kindern könne die Möglichkeit zum vertiefen Arbeiten abhanden kommen, sondern mündet im Appell: „Für unsere Zukunft sollte es uns allen darum gehen, die Nachteile des Bildschirms zu überwinden!“

Die Oberflächlichkeit des Lesens und Verstehens hängt auch mit den Nutzungsgewohnheiten an den jeweiligen Lesegeräten zusammen: Wer zugleich seine Messenger und Apps für die sozialen Netzwerke nutzt, ist nicht nur durch neue Nachrichten und Hinweise störanfällig, sondern allein

schon durch deren Erwartung. Das aus dieser Perspektive derzeit am ehesten geeignete Gerät, der E-Reader, allerdings scheint seine Zukunft schon hinter sich zu haben, zeigt der Blick auf seine Verkaufszahlen.

Für das eigene Arbeiten hat die Metakognitionswissenschaftlerin Rakefet Ackerman eine Entscheidung getroffen: Sie nutzt ein Tablet nur zum vertieften Lesen. Auf dem Gerät sind keine weiteren Apps oder Alerts installiert, sie liest hier lediglich die Arbeiten, die sie begutachten muss, versieht sie mit Anmerkungen und stellt so sicher, dass sie das Gerät mit konzentriertem, ablenkungsfreiem Arbeiten verbindet. Für die weiteren – kommunikativen – Schritte überträgt sie die Textdateien wieder auf einen Arbeitsrechner.

Durchsetzen wird sich eine solche Selbstdisziplinierung sicher nicht. Aber Rakefet Ackermans Schritt zeigt etwas anderes: dass wir uns nicht zwischen der weitestmöglichen Verweigerung der Digitalisierung oder ihrer bedingungslosen Wirkmacht in unserem Leben entscheiden müssen. FRIDTJOF KÜCHEMANN

Tanz den Wayne McGregor

Uraufgeführte Reizüberflutung: Das Sadler's Wells Theatre in London zeigt die „Autobiography“ des Choreographen als Lebensbibliothek

LONDON, 8. Oktober Programmhefte und Aufführungen scheinen in zeitgenössischen Tanzproduktionen manchmal frei flottierende Sinn-Entitäten zu sein. Dann teilt sich das Publikum, ohne es zu wissen, in die einen, die der Aufführung mit vorheriger Lektüre beiwohnen, und in die anderen, die Nicht-Leser. Man fragt sich, ob beide Gruppen auch dasselbe sehen. Der englische Choreograph Wayne McGregor, „Everybody's Ballet Darling“, hat sich für den Klassiker dramaturgischer Begleitung entschieden – das Heft, in dem lauter beeindruckende Dinge stehen, von denen man auf der Bühne kaum etwas wiederfindet.

Was McGregors jetzt in Alistair Spalding's Sadler's Wells Theater in London uraufgeführte „Autobiography“ betrifft, so muss man sie ohne das Studium des Programmhefts für ein weiteres zu lang geratenes und von quälender Musik begleitetes großes Stück abstrakten, post-neoklassischen und zugleich post-post-modernen Tanzes halten. Und den Titel für einen Scherz. Denn Narratives, Anekdotisches gar lässt sich dieser Choreographie nicht ablesen, den Tänzern sind keine namentlichen Rollen zugewiesen.

Die Vorgeschichte und den Hintergrund der Choreographie muss man nachlesen: So ist McGregor in „Autobiography“ auf eine Fragmentarisierung der choreographischen Sprache aus, die mehr und Schlimmeres als die gute alte romantische Zersplitterung des Ichs beschreiben soll. Doch was ist hier das Ich? Eine Fülle



McGregors Tänzer versuchen sich am DNA-Code des Meisters

Foto Mauritiis

von Details, die für die meisten anderen Menschen unwichtig sind, eine Konstruktion, eine Diagnose, Fiktion, Fake oder Selbstvermarktung? Bereits vor Jahren hatte McGregor die Gesellschaft von Neurowissenschaftlern gesucht. Er war der Ansicht, Ergebnisse der Hirnforschung oder auch nur ihre Hypothesen könnten in die antifreudianische und sozusagen verantwortungslose Attitüde einfließen, mit der die Tänzer ihre Schritte präsentieren. Bei der Vorbereitung zu „Autobiography“ waren McGregors Gesprächspartner Genetiker, die seine DNA entschlüsselten. Erb-

gut und Algorithmen also, statt Narration oder Abstraktion, die sich rein aus den künstlerischen und technischen Möglichkeiten menschlicher Bewegung entfaltet.

Entsprechend den 23 Chromosomen, auf denen das choreographische Erbgut gespeichert ist, füllte McGregor dreundzwanzig „Bände“ seiner „Lebensbibliothek“, mit Bewegungen. Ein Algorithmus, der auf seinem genetischen Code basiert, berechnet jeden Abend neu, in welcher Reihenfolge die Bände präsentiert werden – abgesehen von dem Beginn und dem Ende der Aufführung.

Das „Tanzding“, zu der McGregors genetische Disposition führt, ist schnell, heftig und voller starker Kontraste. Die elektronische Musik von Jlin, die mit Geigen und Stimmen, mit Schreien und Seufzern aufgeladen und mit fetten Beats unterlegt ist, tut ein Übriges, um die Nerven bis zum Zerreißen anzuspannen. Zehn Tänzer sind es, die McGregor autobiographisch aufeinander loslässt. Sie haben die virtuelle Anmutung kompletter technischer Humanoiden-Überarbeitung, makellos supermuskulös.

Immer deutlicher ist in den vergangenen Jahren das Eklektizistische an McGregors Stil hervorgetreten. In „Autobiography“ erreicht es eine neue Qualität des Anonymen, des wie zufällig aus dem Bewegungsalphabet der Postmoderne Hervorgeleuderten. Alle Tänzer ziehen die gestreckten Spielbeine bis hinter die Ohren, alle drücken den Brustkorb nach vorne raus, so dass die Rippen eigentlich splintern müssten, dauernd sind die Arme ausgestreckt wie Fühler gigantischer Research-Roboter. Will man die gängigen Relations-Konzepte anwenden, denen zufolge tänzerische Kommunikation innerhalb des Ensembles – Blicke, Begegnungen, Berührungen, Hilfestellungen, Interaktion jeder Art – einer Art Bewegungslogik folgen sollten, ist man bei „Autobiography“ irritiert. Denn semantisch sind es nur Fetzen von Hin- oder Abwendung, von Support oder Flucht. Das kinästhetische Hineinversetzungspotential des Zuschauers wird ständig aus seinem Versuch, Sinn zu konstruieren, hinausgeworfen. Wenn etwa zwei Männer eine Weile miteinander tan-

zen und der eine an einem bestimmten Punkt den Kopf des anderen nach unten drückt, denkt man: „Aggression! Unterdrückung!“ Schon aber benutzt der Überlegene den Kopf des anderen nur als eine Art Griff, um sich zu stabilisieren, während er sein gestrecktes Spielbein so weit hochzieht, wie es seine Hüften nur zulassen.

Man ist verärgert vom Manierismus des Stücks. Überreizt von der dröhnenden Musik und geblendet von den wie Suchscheinwerfer strahlenden Bühnenleuchten hält allein das athletische Energiefeld der Tänzer die Aufmerksamkeit des Zuschauers. Doch immer wieder prallt das Interesse an den Tänzern und ihrer Art der Performance ab wie ein Ball von einer Panzerglasscheibe. Konnte Woody Allen einen Darsteller von der Leinwand steigen und Verwirrung im „echten“ Leben stiften lassen, so ziehen sich McGregors Tänzer noch eine weitere Ebene hinter die Wirklichkeit ihrer Bühnenpersönlichkeit zurück.

Es ist das Konzept der Entsubjektivierung der Kunst, wie es Merce Cunningham und John Cage verfolgten, auf das sich McGregor letztlich beruft. Würfel oder der Blick in das chinesische I Ging sollten individuelle Entscheidungen etwa über die Reihenfolge von Sequenzen ersetzen. Ausgerechnet die eigene DNA zur Basis dieser Entsubjektivierung zu machen ist auf eine Weise spektakulär und rückwärtsgewandt, die Cunningham nicht eingeleuchtet hätte. Der Beweis, dass man seine Konzepte weiterdenken kann und dass Neurowissenschaften dabei helfen, ist jedenfalls hier gescheitert. WIEBKE HÜSTER

Durchgefallen

Der Jahresbericht des Bayerischen Landesamts für Verfassungsschutz für 2016 verzeichnet in der Kategorie „Politisch motivierte Kriminalität – rechts“ fünf Tötungsdelikte, eingeschlossen Versuche. Wenn es nach dem erklärten Willen von SPD, CSU und Grünen im Münchner Stadtrat geht, muss diese amtliche Statistik ergänzt werden, um neun vollendete und fünf versuchte Tötungen: die Opfer von David S., dem Achtzehnjährigen, der am 22. Juli 2016 im Olympia-Einkaufszentrum im Stadtteil Moosach mit einer Pistole der Marke Glock einen Massenmord verübte. Nach Anhörung dreier Gutachter (F.A.Z. vom 6. Oktober) haben die drei Fraktionen die Landesbehörden aufgefordert, das politische Motiv der Tat offiziell anzuerkennen. Die Münchner CSU setzt Innenminister Joachim Herrmann unter Druck, der noch im August erklärte, es sei „nicht erkennbar, dass der Täter einen Bezug zu Rechtsextremisten hatte“. Unter Bezug zu Rechtsextremisten versteht der Minister den Kontakt mit Personen, die als Anstifter oder Helfer belangt werden könnten. Das ignoriert den Typus des allein handelnden Terroristen, der sich radikalisiert hat, obwohl er komplett mit sich selbst beschäftigt ist. Die von David S. hinterlassenen Aufzeichnungen dokumentieren einen Bezug zu Rechtsextremisten als Identifikation in der Sache, mit den Zielen der AfD und den Methoden von Anders Breivik. Zwei Tage vor der Tat schrieb David S. namens einer „Bewegung“, als deren „Gegner“ er „die Salafisten, Wirtschaftsflichtlinge, Merkel“ benannte: „Und das tue ich für mein Land, für Deutschland.“ Seine Opfer suchte er danach aus, ob sie seiner Vorstellung vom Aussehen der ihm verhassten „Kanaken“ entsprachen. Dass er sich so für Mobbing an der Schule rächen wollte, ist der Grund dafür, dass sich der bayerische Verfassungsschutz für unzuständig erklärte. Im Zeugnisdokument befand das Landesamt, es sei David S. nicht „gelungen, seine persönliche Rache in einer legitimierenden Ideologie zu verkleiden“. Anderenfalls „hätte man ihn als Terroristen bezeichnen können“. Das Täterprofil der Verfassungsschützer ist paradox: Dass der Rassismus von David S., der sich wegen seiner Herkunft aus Iran für einen Arier hielt, echt war, wird nicht geleugnet – als Verkleidung soll er nicht getaugt haben. Sind die bayerischen Behörden auf dem rechten Auge blind? Das sagen die Gutachter nicht. Die von ihnen zitierte „Bewertung“ des Landesamts, das keinen Vertreter zur Anhörung des Stadtrats schickte, lässt auf einen anderen Fehler schließen. Es ist von „Anleihen aus dem Bereich Rechtsextremismus“ die Rede wie bei einem Doktoranden, der aus Prestigegründen Theorien zitiert, die er nicht richtig verstanden hat. Vermisst wird die „Verinnerlichung“ des rechten Gedankenguts. David S. habe es „nicht geschafft, noch im Vorfeld eine Ideologie zu adoptieren oder, wie Breivik, eine eigene Ideologie zu entwickeln“. Die politische Motivation des Kriminellen stellt man sich als akademische Überzeugung vor, den Gesinnungstäter immer noch nach dem Muster der Studienstifter der RAF und nicht als Schulversager. pba.

Surrealer Blick

Aspekte-Preis für Juliana Kálnay

Für ihren bei Wagenbach erschienenen Roman „Eine kurze Chronik des allmählichen Verschwindens“ (F.A.Z. vom 28. Februar) wird die Kieler Autorin Juliana Kálnay mit dem Literaturpreis der ZDF-Kultursendung „Aspekte“ ausgezeichnet. Die Autorin beweise in ihrem Roman „einen anderen, einen phantastischen Blick auf die Welt“, begründete die Jury ihre Wahl für ein Buch, das „große Lust macht auf die Welt des Surrealen“. Der Aspekte-Literaturpreis wird jährlich für ein deutschsprachiges literarisches Debüt verliehen und ist mit 10 000 Euro dotiert. Unter den früheren Preisträgern sind Ingo Schulze, Eugen Ruge, Sherko Fatah, Zsuzsa Bánk, Thomas von Steinaecker, Felicitas Hoppe, Herta Müller und Katja Petrowskaja. F.A.Z.

Moralphilosophin

Berggruen-Preis an Onora O'Neill

Der mit einer Million Dollar dotierte Berggruen-Preis für Philosophie und Kultur geht in diesem Jahr an Onora O'Neill. Die britische Philosophin habe mit ihren Arbeiten „das Verständnis für die epochalen Veränderungen unserer Zeit vertieft und frische Impulse zur Bewältigung der dadurch aufgegebenen Fragen gegeben“, so die Begründung der Jury. O'Neill, einst Rektorin des Newnham College in Cambridge und seit 1999 Mitglied des britischen Oberhauses, hat sich unter anderem durch ihre Anwendung von Kants Moralphilosophie auf das Verständnis von Recht und Vertrauen im Zusammenhang mit bioethischen Fragen hervorgetan. Baronin O'Neill ist die zweite Trägerin des Berggruen-Preises, der nach dem deutsch-amerikanischen Investor Nicolas Berggruen benannt ist. 2016 wurde der Politikwissenschaftler und Philosoph Charles Taylor geehrt. G.T.